

HOW  
TO

Love

A  
VILLAIN

LEANDRA  
SEYFRIED

I

M

P

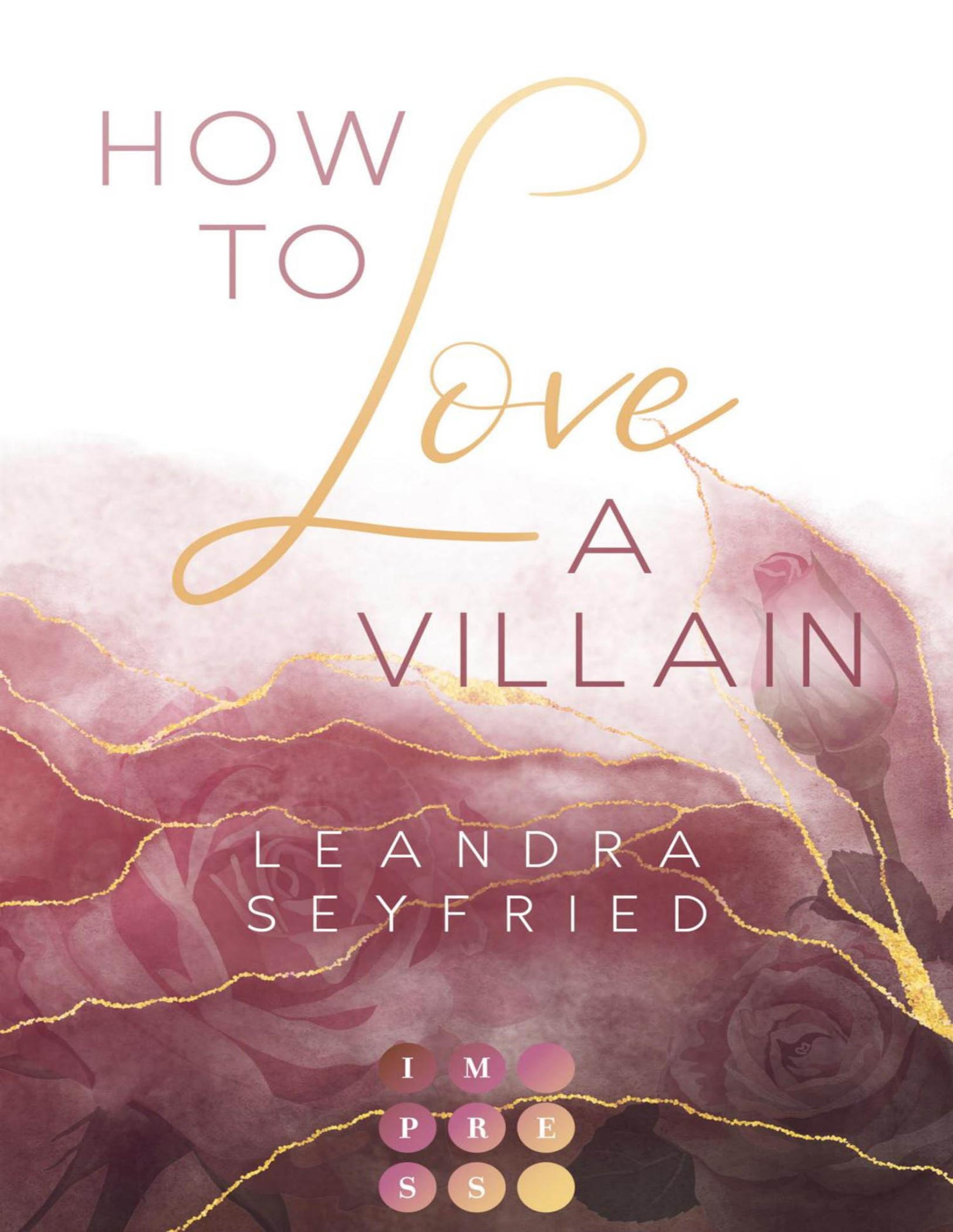
R

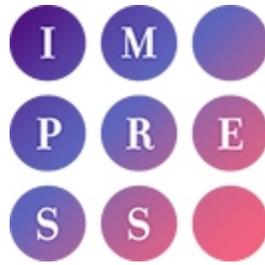
S

S

E

S





## **Impress**

*Die Macht der Gefühle*

Impress ist ein Imprint des Carlsen Verlags und publiziert romantische und fantastische Romane für junge Erwachsene.

Wer nach Geschichten zum Mitverlieben in den beliebten Genres Romantasy, Coming-of-Age oder New Adult Romance sucht, ist bei uns genau richtig. Mit viel Gefühl, bittersüßer Stimmung und starken Heldinnen entführen wir unsere Leser\*innen in die grenzenlosen Weiten fesselnder Buchwelten.

Tauch ab und lass die Realität weit hinter dir.

**Jetzt anmelden!**



**Jetzt Fan werden!**



**Leandra Seyfried**

**How to Love a Villain (Chicago Love 1)**

**\*\*Kannst du dich von einem *Very Bad Boy* fernhalten – oder willst du es gar nicht?\***

Als Tochter des Bürgermeisters und Mitglied der Chicagoer High Society bewegt sich das Leben der 22-jährigen Devon in einem fest abgesteckten Rahmen. Lediglich ihr Verlobter Ian bringt mit seiner Position als Leiter des Gefängnisses einen düsteren Anstrich in ihr sonst so perfektes Dasein. Auch wenn er es gar nicht gern sieht, dass Devon für ihre Abschlussarbeit in Kriminologie gefährliche Strafgefangene aus seiner Anstalt befragt. Davon lässt sie sich jedoch nicht abbringen und interviewt sogar den verruchten und berüchtigten Tyler Fox – Sohn eines berühmten Gangbosses. Als sie schließlich selbst merkt, dass seine unfassbar charismatische Präsenz sie an ihre Grenzen bringt, ist es lange schon zu spät, um auszusteigen. Denn Tylers eindringliche Augen verfolgen sie bis in ihre schlaflosen Nächte hinein ...

# Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Playlist



Danksagung



© Christian Franke

**Leandra Seyfried** wurde 1999 in Süddeutschland geboren und lebt heute in München, wo sie Medien- und Kommunikationsmanagement studierte. Zeitgleich zum Studium begann sie mit dem Schreiben ihres ersten Buches. Sie ist eine Optimistin, liebt das Lesen, Serien und Filme und lässt sich gern bei Städtereisen zu neuen Geschichten inspirieren.

# VORBEMERKUNG FÜR DIE LESER\*INNEN

Liebe\*r Leser\*in,

dieser Roman enthält potenziell triggernde Inhalte. Aus diesem Grund befindet sich hier eine Triggerwarnung. Am Romanende findest du eine Themenübersicht, die demzufolge Spoiler für den Roman enthält.

Entscheide bitte für dich selbst, ob du diese Warnung liest. Gehe während des Lesens achtsam mit dir um. Falls du während des Lesens auf Probleme stößt und/oder betroffen bist, bleib damit nicht allein. Wende dich an deine Familie, Freunde oder auch professionelle Hilfestellen.

Wir wünschen dir alles Gute und das bestmögliche Erlebnis beim Lesen dieser besonderen Geschichte.

*Leandra Seyfried und das Impress-Team*

*Für Angelika.*

*Für deine bunte Seele und bedingungslose Liebe.*

# PLAYLIST

Glory – Bastille

Pulaski at Night – Andrew Bird

Falling – The Dawn of MAY

Female Robbery – The Neighbourhood

Take Control – Kodaline

The Dark – SYML

Fire on Fire – Sam Smith

I Can't Go on Without You – KALEO

White Room – Cream

Ballad of Sir Frankie Crisp – George Harrison

Close Your Eyes – RHODES

Going to a Town – Rufus Wainwright

Sign of the Times – Harry Styles

I love you as certain dark things are to be loved, in secret, between the  
shadow and the soul. – Pablo Neruda

# KAPITEL 1

Als ich das Gefängnis betrat und mir der vertraute Geruch von Filterkaffee und Desinfektionsmittel entgegenschlug, atmete ich wie jedes Mal erleichtert auf. Polizisten liefen in der weitläufigen Eingangshalle umher, Türöffner summten und Besucher warteten darauf, dass sie hereingelassen wurden.

Anstatt mich am rechten Schalter anzustellen, reihte ich mich hinter einer Frau im beigeen Trenchcoat am linken Schalter ein, der für Anwälte und Rechtsberater gedacht war.

Während ich wartete, streifte ich meinen Mantel ab. Nach den vielen Malen, die ich bereits durch die Sicherheitskontrolle gegangen war, wusste ich, dass Mäntel und Jacken in den Besucherräumen nicht gestattet waren. Keine zu enge und weite Kleidung, keine Ausschnitte, keine Handys. Die Liste an Dingen, die man nicht bei sich haben oder tun durfte, war lang. Doch das Einzige, was ich brauchte, waren mein Aufnahmegerät und mein Notizblock.

Hin und wieder warf ich verstohlene Blicke durch die Halle und hoffte inständig, dass ich Ian heute nicht begegnen würde. Innerhalb der nächsten sechzig Minuten musste ich mich nicht verstellen und niemand sein, der ich nicht war – vorausgesetzt, ich schaffte es in den Besucherraum, ohne ihm vorher über den Weg zu laufen.

Abwesend zupfte ich ein gelbes Herbstblatt von meinem dunkelgrünen Mantel, als mich die raue Stimme des Polizisten am Schalter aus den Gedanken riss. »Nächster.«

Ich hatte nicht gemerkt, dass die Frau vor mir bereits weitergegangen war. Mit einem entschuldigenden Lächeln auf den Lippen trat ich vor die Glasscheibe und blickte in das Gesicht eines Mannes, den ich nie zuvor gesehen hatte. Er musterte mich mit gelangweiltem Blick durch das schussichere Glas und rieb sich über den haarlosen Kopf. »Name?«, verlangte er zu wissen, seine Stimme durch das in die Scheibe eingelassene Mikrofon verzerrt.

»Devon Turner«, erwiderte ich. »Ich bin als wiederkehrende Besucherin für Patricia Reed eingetragen –«

»Falscher Schalter«, unterbrach er mich genervt und tippte fester als notwendig auf den laminierten Zettel, der von innen an das Glas geklebt war. »Nur für Anwälte und Rechtsberater. Steht hier so groß, dass alle es lesen können.« Der Blick aus seinen braunen Augen bohrte sich in meine und ich fühlte mich beinahe, als wäre ich eine Gefangene und keine Besucherin.

Ich atmete einmal kurz durch und versuchte trotz seiner Unfreundlichkeit ein Lächeln. »Ich bin jede Woche mehrmals hier, um Patricia Reed für meine Abschlussarbeit zu befragen.« Demonstrativ wedelte ich mit meinem Notizblock und dem Aufnahmegerät, als würde ihm das helfen zu verstehen.

Seine Miene blieb unverändert. »Und wenn Sie dort drinnen Al Capone persönlich befragen würden – rechts ist der offizielle Schalter für Besucher«, sagte er langsam, als hätte ich Schwierigkeiten, die Bedeutung seiner Worte zu verstehen, ehe er sich wieder seinem Bildschirm zuwandte.

Ich blickte nach rechts. Für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich tatsächlich darüber nach, an jenen Schalter zu gehen, meine Daten aufs

Neue anzugeben und eine halbe Stunde in der Schlange zu stehen. Doch meine Füße taten vom dreistündigen Balletttraining heute Morgen noch so weh, dass allein der Gedanke an das lange Warten das schmerzhafteste Pochen verstärkte.

Ich räusperte mich. »Ich habe mich bereits vor sechs Wochen am rechten Schalter angemeldet«, erklärte ich in einem letzten verzweifelten Versuch und klemmte den Notizblock unter meinen Arm. »Mir wurde ausdrücklich gesagt, dass ich mich hier anstellen solle, weil –«

»Ich bitte Sie jetzt ein allerletztes Mal, sich an den anderen Schalter –« Doch auch er konnte seinen Satz nicht beenden.

»Tom, was soll das?«, unterbrach ihn eine mir vertraute Stimme und das Blut sackte in meine Beine. »Lass sie rein, sie gehört zu mir.«

Mist. So viel zu *Hoffentlich begegne ich ihm heute nicht. Hätte ich mich doch bloß am rechten Schalter angestellt*, dachte ich im selben Moment, als Ian hinter dem Polizisten auftauchte und den roten Knopf neben der Tastatur drückte.

Ich seufzte leise, was von dem lauten Geräusch des elektrischen Türöffners übertönt wurde. Ich legte den Notizblock, meinen Mantel und das Aufnahmegerät in eine Plastiksachtel und platzierte sie auf dem Band, ehe ich widerstrebend auf Ian zuging. Seine blonden Haare waren zur Seite gegelt, was seine ohnehin kantigen Kieferknochen noch eckiger aussehen ließ. Der Blick aus seinen kühlen blauen Augen war auf mich gerichtet und er nickte mir knapp zu.

Was für eine herzliche Begrüßung.

In seiner Uniform sah er größer aus als sonst, was ihm selbst deutlich bewusst war. »Er ist seit drei Tagen hier und führt sich jetzt schon auf, als hätte er etwas zu sagen«, meinte Ian, während ich durch die Tür trat, die

sich automatisch hinter mir schloss. Er machte einen Schritt auf mich zu und hob seinen Arm.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen.

Ian hielt inne und runzelte die Stirn. »Was ist los mit dir?«, fragte er und hielt den Körperscanner in die Höhe, den ich im ersten Augenblick nicht bemerkt hatte.

Moment. Ein Körperscanner? Um Himmels willen.

Ich hob eine Augenbraue und zeigte darauf. »Ist das dein Ernst?« Ich lachte nervös, bis mir aufging, dass er tatsächlich nicht scherzte. Mein Lachen verging so schnell, wie es gekommen war. »Du willst mich scannen?« Ich konnte die Fassungslosigkeit in meiner Stimme nicht verbergen.

Ian sah mich an, als hätte ich ihn gefragt, ob er mit mir eine Bank ausrauben wollte. »Du bist in einem Gefängnis und besuchst eine Insassin. Ich verstehe deine Frage nicht.«

Ich stieß ein ersticktes Lachen aus. »Denkst du, ich bin über Nacht zur Drogenschmugglerin geworden?«, fragte ich und hielt seinem Blick stand.

Keine Antwort.

Ich senkte meine Stimme. »Wir sind verlobt, Ian. Wir wohnen zusammen. Findest du das nicht ein bisschen unangebracht?«

Niemand, der uns beide zusammen sah, käme auf die Idee, dass wir verlobt waren und zusammenwohnten. Wahrscheinlich hätte man nicht einmal vermutet, dass wir einander kannten, was traurig genug war. Ehrlich gesagt, versuchte ich es selbst manchmal zu vergessen.

Statt einer Antwort drückte er demonstrativ auf den Knopf des Körperscanners, der kurz darauf mit einem wütenden Summen zum

Leben erwachte, ehe er mich von meinen Schuhen aufwärts scannte. »Das ist ein Gefängnis, Devon. Ich weiß nicht, was du von mir erwartest.«

Ich seufzte innerlich. Er hatte recht. Warum überraschte mich das überhaupt?

Er fuhr mit dem Scanner an meinem Arm entlang und sah mir dabei ins Gesicht. »Wie lange musst du diese Interviews überhaupt noch machen?« Ich sah das Missfallen in seinen Augen aufblitzen. Er versuchte nicht einmal zu verstecken, wie wenig ihm meine Besuche behagten, doch ich hatte kein Bedürfnis, deshalb erneut mit ihm zu streiten.

Ian hatte seine Karriere als Polizist begonnen und sich ziemlich schnell zum Leiter des Gefängnisses hochgearbeitet. Mit fünfundzwanzig Jahren ein Gefängnis zu managen, war ungewöhnlich, doch es hatte sicher nicht wenig damit zu tun, dass seine Mutter die Chefin des Chicagoer Polizeipräsidiums war.

Als ich ihm vor zwei Monaten das erste Mal erzählt hatte, dass ich für die Abschlussarbeit meines Kriminologiestudiums einen Insassen befragen wollte, hatte er den ganzen Tag nicht mehr mit mir geredet. Ich konnte nachvollziehen, dass er als Polizist in Chicago genau wusste, wie Verbrecher waren, und mich vor der Realität des Gefängnisses in einer Weise beschützen wollte, doch er vergaß immer, dass ich ebenfalls wusste, wie Kriminelle tickten. Schließlich hatte ich das die letzten drei Jahre studiert.

Außerdem war uns beiden klar, dass er gern die Kontrolle hatte und ihm schlichtweg der Gedanke, dass ich einen Großteil meiner Zeit im Gefängnis verbrachte, nicht gefiel. Zu unvorhersehbar.

Ich hatte es dennoch getan. Was unsere ohnehin fragwürdige Beziehung nicht unbedingt verbessert hatte.

Natürlich war es naheliegend, dass ich einen Insassen im *Metropolitan Correctional Center* befragte, da Ian hier arbeitete und das Personal kannte. Dennoch hoffte ich jedes Mal, dass ich ihm dabei nicht begegnete – was an den meisten Tagen auch klappte.

Plötzlich hielt Ian inne und bedachte mich mit einem solch kühlen Blick, dass mir ein unangenehmer Schauer über den Rücken lief.

»Was?« Mein Herz klopfte schnell in meiner Brust. »Hast du die versteckten Drogen gefunden? Bin ich jetzt verhaftet?«, fragte ich scherzhaft, um meine Unsicherheit zu überspielen, und bereute es noch in dem Moment, als die Frage meinen Mund verließ.

Er ignorierte meine Bemerkung, ließ den Scanner sinken und wies auf meine linke Hand. »Du trägst ihn schon wieder nicht.«

Mist. Der blöde Ring.

Automatisch fuhr ich mit dem Daumen über die leere Stelle an meinem Ringfinger. Dann sah ich demonstrativ auf meine Hand und riss die Augen auf. »O Scheiße, sorry. Ich muss ihn zu Hause im Bad vergessen haben«, log ich. Dabei wusste ich ganz genau, wo er war. Er lag in der Schublade meines Nachttisches, wo der protzige und viel zu teure Ring von mir aus gern zu Staub zerfallen durfte.

Er verengte die Augen. Ob er wusste, dass ich log, konnte ich nicht sagen. »Das ist jetzt das zweite Mal diese Woche, Devon. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich vermuten, du willst ihn gar nicht tragen.« Ohne den Blick von mir abzuwenden, trat er an das Band und nahm meinen Mantel, den Notizblock und das Aufnahmegerät aus der Schachtel. »Denk übermorgen daran, ihn anzuziehen.«

Mein Magen zog sich zusammen. »Übermorgen?«, fragte ich verwundert und machte Platz für einen Polizisten, der begleitet von dem

lauten Summen des Türöffners in den Gang schritt.

Ian nickte ihm knapp zu, ehe er seine eisblauen Augen wieder auf mich richtete. »Deine Geburtstagsfeier? Mia und Jason kommen?«, meinte er sichtlich genervt. »Sag mir nicht, du hast deinen eigenen Geburtstag vergessen.«

Ich schluckte schwer. Doch, das hatte ich tatsächlich. Vielleicht hatte ich es aber auch nur verdrängt. Allerdings wusste ich es besser, als mir meinen Unmut über die anstehende Feier anmerken zu lassen.

Ich schüttelte energisch den Kopf, wobei mir eine dunkle Strähne ins Gesicht fiel. »Nein, klar. Mein Geburtstag. Den habe ich natürlich nicht vergessen«, brachte ich mühsam hervor und hoffte, Ian sah mir nicht an, dass ich meinen Kopf am liebsten gegen die Wand geschlagen hätte. »Ich freue mich«, fügte ich hinzu, um ihn auch wirklich davon zu überzeugen. Faszinierend, wie gut ich darin geworden war, eine Lüge nach der anderen aufeinanderzustapeln. Ich wusste nicht, ob mich das beunruhigen oder beeindrucken sollte.

»Perfekt«, sagte er schlicht, drückte mir meine Sachen in die Hand und gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Er roch nach dem Shampoo, das er seit Jahren jeden Tag benutzte. »Bis heute Abend.« Mit diesen Worten drehte er sich auf dem Absatz um und verschwand hinter einer der vielen Türen entlang des Gangs. Als kurz darauf sein tiefes Lachen von den Wänden widerhallte, fragte ich mich, warum der Kuss mein Herz nicht leichter, sondern schwerer gemacht hatte.

Wenn ich die Zeit hätte zurückdrehen können, um alles anders zu machen, hätte ich es getan. Ohne mit der Wimper zu zucken.

\*\*\*

Den ganzen Weg von der Eingangshalle bis zum Besucherraum im achten Stock versuchte ich die Gedanken an Ian und meinen anstehenden Geburtstag zu verdrängen, was mir zugegebenermaßen nicht besonders gut gelang. Dass Ian mir meinen Besuch im Gefängnis verdorben hatte, brachte mein Blut zum Kochen. Es war eines der wenigen Dinge, die nur mir gehörten – was wollte er noch alles an sich reißen?

Im Vorzimmer angekommen wurde ich von einer Wärterin mit blondem Pferdeschwanz und freundlichem Gesicht zu einem Spind in der Nähe der Tür begleitet. So nah am Besucherraum und den Insassen durfte man keinen Schritt ohne Begleitung tun.

Während sie mich abtastete, fiel mein Blick auf ein blondes Mädchen. Ich schätzte sie auf mein Alter – Anfang zwanzig – und wie ich wurde sie gerade von einer Wärterin durchsucht. Als sich unsere Blicke trafen, starrte sie mit rot umrandeten Augen geradewegs durch mich hindurch, während sie ohne Pause ihre Hände knetete. Sie hatte Angst. Ein Gefühl, das alle spürten, die drauf und dran waren, einen Raum voller inhaftierter Schwerverbrecher zu betreten.

Alle außer mir. Angst war ein Gefühl, das ich zur Genüge kannte, doch der einzige Ort, an dem ich mich nie gefürchtet hatte, war dieser. Zugegeben hätte ich das allerdings nie – womöglich hielten mich die Menschen sonst noch für eine Psychopatin.

Ich bedankte mich bei der Wärterin und legte meinen Mantel in eines der Fächer. Daraufhin stopfte ich die zerknitterte Bahnfahrkarte und mein Handy in eine der Manteltaschen.

Vor der Tür mit dem kleinen quadratischen Fenster wartete ich schließlich, bis mir ein weiterer Wärter Zugang zum Raum gewährte. Während meiner ersten Wochen hatte ich jedes Mal eine

Sonderberechtigung für einen Kugelschreiber beantragt, was mir aber nach einer Weile zu mühsam geworden war, da sie meist abgelehnt worden war. Der Wärter, der mir die Berechtigung verwehrt hatte, hatte erklärt, dass es zu gefährlich sei. »Insassen haben schon für weniger einen Mord begangen«, hatten seine genauen Worte gelautet.

Ein Polizist mit kurzen schwarzen Haaren brummte etwas Unverständliches in sein Funkgerät, ehe er den Türöffner betätigte und mir bedeutete, ihm in den Besucherraum zu folgen. Er brachte mich zu einem Tisch am Fenster, der einen Blick auf einen kleinen Teil der Skyline Chicagos bot. Von hier aus sah ich sogar die Spitze des Willis Towers.

Anstatt außerhalb der Stadt befand sich das MCC im Herzen Chicagos und unweit des berühmten Millennium Parks, in dem sich stets die meisten Touristen tummelten. Obwohl Chicago mit der außergewöhnlich hohen Mordrate zu einer der gefährlichsten Städte der USA gehörte, blieben die Besucher nicht aus. Im Gegenteil.

Ich legte das Aufnahmegerät und den Notizblock auf dem kalten Metall des am Boden festgeschraubten Tisches ab und sah mich im Raum um. Etwa die Hälfte aller Plätze war besetzt. An jedem Tisch saßen je ein Insasse im deutlich hervorstechenden orangefarbenen Overall sowie ein bis zwei Besucher. Die Atmosphäre im Raum war seltsam, da sie von Sitzplatz zu Sitzplatz variierte. Es fühlte sich beinahe an, als bildete jeder Tisch eine eigene Blase, die von der Außenwelt abgeschottet war. In manchen wurden wütende Blicke, Tränen, verzweifelte Worte oder Beleidigungen ausgetauscht. In anderen wurden Liebesgeständnisse geflüstert und Versprechen gegeben. Versprechen, die in wieder anderen Blasen gebrochen wurden.

Zwei Tische weiter entdeckte ich das Mädchen aus dem Vorraum. Sie saß einem tätowierten Mann gegenüber, der sein Gesicht in den Händen vergraben hatte. Seine Schultern bebten, während ihr leise eine Träne über die Wange lief. Schnell wandte ich meinen Blick ab, da die Situation zu persönlich war und ich mich beim Beobachten wie ein Eindringling fühlte.

Gerade als ich mich auf dem festgeschraubten Sitz niedergelassen hatte, summte der Türöffner auf der anderen Seite des Raumes. Im Rahmen erschien Patricia, dicht gefolgt von einem Wärter, der sie an ihren hinter ihrem Rücken mit Handschellen befestigten Händen zum Tisch führte.

Als Ian sich damals letzten Endes bereit erklärt hatte, mich einen Insassen für meine Abschlussarbeit befragen zu lassen, hatte er einige Tage damit verbracht, die richtige Person auszuwählen. Interessant genug, aber nicht zu gefährlich. Ein Insasse mit viel Erzählstoff, ohne mich dabei in Gefahr zu bringen. Dass es sich bei der ausgewählten Person um eine Frau handelte, war sicher auch kein Zufall.

Als Patricia mich sah, hellte sich ihr Gesicht auf. Der Wärter löste ihre Handschellen, woraufhin sie mir überschwänglich zuwinkte.

Sie war eine zweiunddreißigjährige weiße Frau und hatte ein freundliches Gesicht mit einem breiten Lächeln und einer ebenso breiten Zahnücke.

»Devon!« Sie schloss mich fest in ihre Arme. »Ich bin so froh, dich zu sehen«, murmelte sie in meine langen dunkelbraunen Haare, die ich direkt nach dem Training aus dem strengen Haarknoten gelöst hatte.

»Das reicht jetzt«, mahnte der Wärter, der Patricia begleitet hatte und nun neben unserem Tisch stand, um sie wachsam im Auge zu behalten. Ein Händedruck, eine Umarmung oder ein Kuss am Anfang und am Ende

jedes Besuchs waren erlaubt. Während des Treffens waren dafür sämtliche weiteren Berührungen verboten.

Widerstrebend löste ich mich aus der Umarmung und setzte mich ihr gegenüber an den Tisch. »Ich freue mich auch, dich zu sehen, Pat«, sagte ich. »Danke, dass du dir wieder Zeit für mich nimmst.«

Sie machte eine abwinkende Geste. »Ich bitte dich. Das ist das Highlight meines Tages.«

*Meines auch*, antwortete ich in Gedanken. »Wie war dein Wochenende?«, fragte ich stattdessen laut.

Sie tippte sich spielerisch mit dem Finger an die Lippe. »Lass mich nachdenken.« Schließlich schnaubte sie. »Ach ja, richtig! Es ist genau gar nichts passiert.«

Ich grinste schief. »Jetzt übertreibst du aber.«

»Es ist die Wahrheit! Ich kann dir alles über die stinkenden Duschen, die klebrige Lasagne oder den Gefängnisklatsch erzählen, aber das willst du doch gar nicht hören. Erzähl mir lieber von deinem Wochenende. Irgendetwas, das mir das Gefühl gibt, noch zu wissen, was da draußen abgeht.« Sie wies mit der Hand auf die Straße, die von unserem Tisch aus zu sehen war. Die Chicagoer Hochbahn fuhr gerade über die Gleise.

Ich rümpfte die Nase. »Ich war beim Training und habe an meiner Abschlussarbeit geschrieben. Mehr gibt es bei mir auch nicht zu erzählen.« Außer vielleicht, dass ich mich nach einer eigenen Wohnung umgesehen hatte, nur um die Seite wieder zu schließen und meinen Verlauf zu löschen. Aber das erwähnte ich natürlich nicht.

Sie schnalzte mit der Zunge. »Irgendetwas musst du mir geben, Dev.« Sie musterte mich eindringlich. »Wie geht es deinem Verlobten?«

Falsche Frage. Ich blickte auf meine Finger. »Gut«, war alles, was ich dazu sagen konnte.

Patricia und ich kannten uns noch nicht lange und dennoch war sie eine Freundin für mich geworden. Vielleicht meine einzige.

Wenn Ian gewusst hätte, wie gut ich mich mit ihr verstand, hätte er einen Herzinfarkt bekommen. Für ihn bestand die Welt aus Verbrechern und Unschuldigen. Mehr sah er in den Menschen nicht, was meiner Meinung nach lächerlich war. Menschen waren nicht schlecht, nur weil sie ein Verbrechen begangen hatten, und nicht gut, weil sie es nicht taten. Aus Erfahrung wusste ich genau, dass das vermeintlich Gute niemals so gut war, wie es schien. Wenn nicht sogar das Gegenteil der Fall war: Während das Gute zahlreiche Ecken hatte, in denen verborgene Schatten lauerten, war das Schlechte geradlinig und ehrlich.

Vielleicht war das der Grund, weshalb ich das Gefängnis mochte – weil Menschen wie Patricia nicht versuchten, ihre dunkle Seite zu verstecken. Anders als mein Vater und Ian, die zwar nicht verurteilt, aber unter keinen Umständen unschuldig waren. Denn wir alle besaßen eine dunkle Seite – ob wir es nun wollten oder nicht.

»Wie läuft es ansonsten bei dir, Pat?«, fragte ich eilig, bevor sie mir noch mehr Fragen über mein Leben stellte und ich die Fassade nicht länger aufrechterhalten konnte. »Gibt es was Neues?«

Sie stützte ihren Arm auf der Metallplatte des Tisches ab. Falls sie bemerkt hatte, wie ungerne ich über mich redete, ließ sie es sich nicht anmerken. Das wusste sie bereits von den letzten Malen. »Meine Mom hat mich letzte Woche besucht«, verkündete sie, was meine Stimmung sofort aufhellte.

»Pat, das ist großartig!«, sagte ich. »Wie war es?«

Sie zuckte mit den Schultern und senkte ihren Blick. »Sie war reserviert, und als ich gefragt habe, ob ich meine Tochter endlich sehen darf, hat sie sofort abgeblockt. Sie wollte mir nicht einmal erzählen, wie es ihr geht, als könnte allein das Aussprechen ihres Namens im Gefängnis Unglück bringen. Hat nur noch gefeilt, dass sie sich jedes Mal bekreuzigt, wenn ich ihn nenne.« Sie rollte mit den Augen. »Aber es war ein Anfang. Ich denke, man kann von seiner Mutter nicht viel Mitgefühl erwarten, wenn man eine Bank ausgeraubt hat.« Ein schwaches Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen.

Genau genommen hatte Patricia nie eine Bank ausgeraubt. Sie hatte den Fluchtwagen gefahren, während zwei ihrer Freunde die Tat begangen hatten. Als sie vom Auto aus gesehen hatte, dass ihre Komplizen verhaftet worden waren, bevor sie auch nur ihre Waffen hatten zücken können, war sie aufs Gaspedal getreten und geflüchtet.

Doch auch sie war nach einer zehnminütigen Verfolgungsjagd gestoppt und verhaftet worden. Bei dem Gedanken, dass sie noch fünf weitere Jahre hierbleiben musste, wurde mein Herz schwer.

»Egal«, sagte Patricia und pustete sich eine weißblonde Locke aus dem Gesicht. »Ich habe mich für das heutige Interview besonders schön gemacht – wie steht mir die Farbe?« Sie strich grinsend über den Stoff ihres orangefarbenen Overalls, als handelte es sich dabei um eine Seidenbluse.

»Hervorragend. Gut, dass du es ansprichst: Ich wollte dich noch fragen, wo man den kaufen kann«, erwiderte ich schmunzelnd.

Sie zwinkerte mir zu. »Ist ziemlich teurer Designerscheiß. Aber ich werde mal nicht so sein und ihn dir leihen.«

Ich lachte auf und das erste Mal in dieser Woche fühlte ich, wie sich meine Schultern lockerten. Ich war keine Verbrecherin, dennoch war das Gefängnis der einzige Ort, an dem ich mich nicht wie eine Hochstaplerin fühlte. Normal war das nicht.

Ich griff nach dem Aufnahmegerät, verharrte mit dem Finger über dem Knopf an der Seite und blickte ihr in die Augen. »Bereit, über die Vergangenheit zu reden, Pat?«

Sie zögerte einen kurzen Moment, nickte aber schließlich. Ich drückte den Knopf und wartete, bis das kleine Licht grün aufleuchtete. Dann legte ich das Gerät zwischen uns auf dem Tisch ab und begann mit meiner Befragung.

## KAPITEL 2

Die Türen der Bahn öffneten sich mit einem leisen Zischen, als ich eine Station vor der eigentlichen Haltestelle ausstieg, um den Rest des Weges zu Fuß zu gehen. Bunte Blätter knirschten unter meinen Sohlen, als ich eine der zahlreichen Brücken überquerte, die über den Chicago River führten. Zitternd zog ich den Mantel enger um meinen Körper. Kalter Wind blies durch den Wald aus Hochhäusern, obwohl der Himmel blau war und das Sonnenlicht auf dem Lake Michigan reflektierte. Er war der fünftgrößte See der Welt, weshalb ich am Horizont nichts als endlose Weite, Himmel und Wolken sah – wie am Meer.

Je näher ich dem fünfzig Stockwerke hohen Apartmenthaus kam, desto stärker spannte sich mein Körper an. Welch Ironie, dass Ian das MCC leitete, da sich unsere Wohnung anfühlte wie mein persönliches Gefängnis. Ich hatte es nicht besonders eilig, nach Hause zu kommen. Doch ganz gleich, wie lange ich den Spaziergang auch ausdehnte – er endete stets vor demselben Gebäude. Das Durchschnittseinkommen der Anwohner in dieser Umgebung war wesentlich höher als im Rest Chicagos und das ganze Haus repräsentierte das. Vom Concierge, der vor dem überdachten Eingang bereitstand, über die breite Treppe mit vergoldetem Geländer bis hin zur Rezeption aus Marmor.

Meine nassen Turnschuhe quietschten bei jedem Schritt auf dem polierten Boden der Eingangshalle. Im Aufzug drückte ich die Taste mit der Nummer siebenundvierzig, die durch meine Berührung weiß aufleuchtete, ehe sich die Türen schlossen.

Mein Vater hatte das Apartmenthaus vor zwanzig Jahren erworben, lange bevor er Bürgermeister Chicagos geworden war und während er noch als Anwalt gearbeitet hatte. Ich war hier aufgewachsen, dennoch fühlte ich mich so zugehörig wie ein matschiger Wanderschuh in einem Regal voll brandneuer Designer-High-Heels.

Bevor ich vor drei Jahren mit Ian in eine der Wohnungen auf der siebenundvierzigsten Etage gezogen war, hatte ich mit meinem Vater im Penthouse gewohnt. Doch weder die geräumigen Zimmer mit Aussicht auf den Lake Michigan noch die ausgewählten Designermöbel hatten aus mir die Tochter gemacht, die er gern gehabt hätte.

Am Ende des Ganges angekommen hielt ich die Schlüsselkarte an den Scanner der weißen Tür und betrat kurz darauf meine Wohnung. Die bodentiefen Fenster boten einen Blick auf die umliegenden Wolkenkratzer und einen Teil des Sees. Dominiert wurde der Raum von zwei beigen Couchen, die zum Kamin ausgerichtet waren. Links um die Ecke fand ich die offene Küche und den Esstisch aus Kirschholz, an dem acht Personen Platz hatten. Die Wohnung war mit dunklem Parkett, hohen Decken und einer geschmackvollen Einrichtung ausgestattet – und dennoch fühlte ich mich, als würde ich in einem Katalog und nicht in einem richtigen Zuhause wohnen.

Nachdem ich die Tasche und den Mantel am Eingang abgelegt hatte, ging ich in die Küche und stellte meine Lieblingstasse unter die Kaffeemaschine. Ich griff nach der durchsichtigen Dose und gab zwei Löffel Kakaopulver hinzu, ehe ich den Knopf drückte. Ian hasste es, wenn ich das tat. Seiner Meinung nach verdarb ich damit den wahren Geschmack des Kaffees, was auch immer das bedeuten sollte. Der warme Duft von Kaffee und Schokolade vermischte sich mit dem Geruch nach

neuen Möbeln, der auch nach drei Jahren nicht verschwinden wollte. Ich rührte mein Getränk ein letztes Mal um und machte mich auf den Weg ins Wohnzimmer, als ich es plötzlich sah.

Mitten auf der Kücheninsel stand eine große weiße Schachtel.

O nein. Ich blieb stehen und schloss für einen Moment die Augen. Ich wusste genau, was das bedeutete, und am liebsten hätte ich einfach so getan, als hätte ich sie nicht gesehen. Dann hätte ich mich mit meinem Laptop auf die Couch setzen können, um an meiner Abschlussarbeit weiterzuschreiben. Aber dafür war es wohl zu spät. Ich hatte sie gesehen und es war zwecklos, mich dem, was nun kam, zu widersetzen. Mich *ihm* zu widersetzen.

Seufzend stellte ich die Tasse ab, wodurch ein bisschen Kaffee über den Rand schwappte, und hob den Deckel der Schachtel an. Auf zerknittertem Krepppapier lag ein buttergelber Zettel.

*Heute Abend um neun. Spendengala im NewChicago Hotel.*

Ich rieb mir mit der freien Hand über die Augen. So hatte ich mir meinen Abend nicht vorgestellt. Mein Vater erwartete mal wieder meine Anwesenheit auf einer seiner Spendengalas. Von den letzten Malen wusste ich bereits, dass ich in der Schachtel höchstwahrscheinlich ein Kleid finden würde. Ich wollte gar nicht wissen, welches der Sekretär meines Vaters dieses Mal ausgewählt hatte. Die Tatsache, dass er einen Schlüssel für die Wohnung besaß, war unheimlich genug.

Vorsichtig legte ich das knisternde Papier auf die Seite und strich dann über den hauchzarten Stoff des gewitterwolkengrauen Kleides. Gerade als ich es herausheben wollte, fiel mein Blick auf das Preisschild. Geräuschvoll

sog ich die Luft ein und hielt in der Bewegung inne. Das konnte nicht sein Ernst sein. Das Kleid hatte zweitausend Dollar gekostet. Behutsam ließ ich es zurück in die Schachtel gleiten.

Früher hatte ich geglaubt, dass er mir jedes Mal ein Kleid schenkte, weil er wusste, wie sehr ich solche Events verabscheute. Dabei hatte er es nur noch schlimmer gemacht, da ich weder an teuren Designerkleidern interessiert war noch daran, dass er sich damit meine Zustimmung erkaufen wollte. Erst später war mir aufgegangen, dass er es nicht tat, um mich zu besänftigen, sondern um zu garantieren, dass ich elegant gekleidet war. Er wusste ganz genau, dass ich auf Materielles keinen Wert legte und mir niemals selbst ein solch teures Kleid zugelegt hätte, weshalb er meine Garderobe schlicht selbst in die Hand nahm. Ich war nie genug für ihn.

Und dennoch wusste ich bereits, dass ich heute Abend um neun im *NewChicago Hotel* sein würde. Weil er es erwartete. Und weil man sich Elliott Turner nicht widersetzte.

\*\*\*

Meine Mutter war stets der festen Überzeugung gewesen, dass man jeder Situation etwas Positives abgewinnen konnte. So schwer es auch oft war, hielt ich mich Tag für Tag an dieser Aussage fest. Schließlich war es der einzige Ratschlag, den ich je von ihr bekommen würde. Allerdings hatte ich all meine Bemühungen in dem Moment über Bord geworfen, in dem ich die Gala betreten hatte.

Mein Vater und ich waren nicht gemeinsam gefahren, doch das war nichts Neues. Jedes Mal kam er über eine Stunde zu spät zu seiner eigenen

Veranstaltung und ließ sich dann feiern wie der Präsident höchstpersönlich. Es war eine Spendengala, doch sein Ziel war nicht wirklich, Geld für Kinder in Simbabwe zu sammeln, sondern neue Wähler für seine Wiederwahl im Februar zu gewinnen. Das war das Einzige, was ihm am Herzen lag.

Und ich war seine Marionette.

Ich redete mit den Gästen, beantwortete Fragen zur Spendenorganisation – über die mein Vater nicht das Geringste wusste – und machte der Frau des Hotelmanagers ein Kompliment zu ihrem äußerst hässlichen und vor allem viel zu kurzen Kleid. Zusammengefasst: Ich tat all das, was man von mir erwartete. Es war wie ein Drehbuch, das ich vor langer Zeit auswendig gelernt hatte. Ich hatte jede Zeile, jede Geste verinnerlicht.

Und ich hasste es. Alles daran.

Jetzt stand ich mit einem Glas Champagner in der Hand an einem der Stehtische inmitten der Feier und wünschte mir sehnlichst, ich wäre woanders. Die gesamte obere Etage des Hotels war für die Spendengala umfunktioniert worden und stellte nun eine geschmackvolle Bühne für die geschmacklosen Lügen der perfekt gekleideten Chicagoer Elite dar. Hinter den Fenstern blinkten die Lichter der Großstadt – nicht als hätte es auch nur eine Person hier interessiert, was in der echten Welt vor sich ging.

Ich war auf einem dieser Events gewesen, als ich entschieden hatte, Kriminologie zu studieren. Denn hier, in der Welt des Scheins und des Perfektionismus, hatte mich das Böse angezogen wie ein Magnet. Ich hatte die Abgründe und die dunkelsten Seiten der Menschen kennenlernen wollen und war nicht enttäuscht worden. Verbrechen kannten keine Gesellschaftsschichten.

Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. Dort hinten stand Lola Markovic – das wandelnde zwanzigjährige Klischee, das mit dem Finanzminister verlobt war, der seine verbliebenen Haare über die kahle Stelle an seinem Kopf gekämmt hatte. Ironischerweise stand direkt neben ihm Hank Trent, über den alle wussten, dass er Steuern in Millionenhöhe hinterzogen hatte. Und dennoch war er hier, während Patricia, die einen Fluchtwagen gefahren war, um ihr hungriges Kind ernähren zu können, noch für weitere fünf Jahre im Gefängnis bleiben musste. Bei dem Gedanken an die Ungerechtigkeit verspürte ich das plötzliche Bedürfnis, Hank Trent am Kragen zu packen und persönlich ins MCC zu schleifen, damit er den Platz mit Patricia tauschte.

Als mein Blick auf einen Spiegel fiel, aus dem mir mein eigenes blasses Gesicht entgegblickte, zog ich die Nase kraus. Mit diesem bodenlangen Kleid unterschied ich mich kaum von den anderen Gästen. Beinahe hätte ich mich selbst nicht erkannt. Eilig wandte ich mich ab, da ich den Anblick nicht länger ertrug. Ich fühlte mich wie eine Hochstaplerin.

Wie lange muss ich heute Abend wohl bleiben? Gelangweilt beobachtete ich die Himbeere in meinem Glas, die zwischen den aufsteigenden Luftblasen fröhlich auf und ab hüpfte, als mich eine hohe Stimme aus den Gedanken riss.

»Devon, wie schön, dich hier zu sehen!«

Ich hob den Blick und es kostete mich all meine Selbstbeherrschung, meine Mundwinkel zu einem Lächeln zu verziehen.

Vor mir standen Miranda Ling und Erin Sanchez. Wir waren in dieselbe Klasse gegangen und hatten uns bis zu dem Tag des Unfalls gut verstanden. Ich war ein ganz normales Mädchen gewesen. Doch als ich fünf Wochen nach dem Unglück zurückgekommen war, war alles anders

gewesen. *Ich* war anders gewesen. Die Trauer hatte mich stiller gemacht und Erin und Miranda hatten sich, wie alle anderen, von mir abgewandt – während der Zeit, in der ich Unterstützung am meisten gebraucht hätte. Von da an war ich nur noch das Mädchen, das seine Mutter bei dem Unfall verloren hatte.

Dieses Mitleid hatte ich nicht ausgehalten. Damals hatte ich mir eingeredet, dass die Alpträume und das Gefühl der Einsamkeit mit der Zeit verblasen würden, doch beides war bis heute geblieben.

»Hey«, erwiderte ich hölzern. Ich würde nicht lügen und sagen, dass ich mich ebenfalls freute, sie zu sehen.

Miranda legte eine diamantengeschmückte Hand auf meinen Arm. »Dein Kleid sieht umwerfend aus! Es ist so ... Devon!« *Das Kleid sieht aus, als würde es dich tragen und nicht andersrum*, stand ihr ins Gesicht geschrieben. Gespräche auf solchen Partys wurden ausschließlich über Subtext geführt. Über die Jahre hinweg lernte man, was einem die Menschen wirklich sagen wollten.

Ich schluckte. »Danke.« *Ihr braucht nicht so tun, als würdet ihr euch mit mir verstehen, nur um euch mit meinem Vater gutzustellen.*

Erin stellte ihr Glas ab. »Studierst du immer noch ... Was war es noch gleich?«

Ich pustete mir eine Strähne aus dem Gesicht, die sich aus meiner Hochsteckfrisur gelöst hatte. »Kriminologie. Ich schreibe gerade meine Abschlussarbeit.«

Erins Lächeln glich einer Maske. »Wie schön! Um was geht es?« *Es interessiert mich einen feuchten Dreck.*

»Ich untersuche die unterschiedlichen Beweggründe, aus denen Menschen Verbrechen begehen, und befrage dafür eine Insassin im